

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Tibor Wohl
Arbeit macht tot
Eine Jugend in Auschwitz

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Wie dieses Buch entstand (von Benjamin Ortmeier)	7
Einführung von Hermann Langbein	9
Einleitung von Tibor Wohl	15
1 Der Transport »BY«	17
2 Ankunft in Auschwitz	18
3 Die ersten Tage im Lager Auschwitz (Buna-Monowitz)	27
4 Ein »ganz normaler« Arbeitstag	36
5 Schnee in Auschwitz	44
6 Das Kabelkommando	48
7 Die Mütze oder: Auf der Flucht erschossen	59
8 Zum ersten Mal im Krankenbau	62
9 Das Gespräch	72
10 Eine Selektion	81
11 Kommando 48	83
12 Die Ruhrkranken	92
13 Die Typhusepidemie – zum zweiten Mal im Krankenbau	95
14 Lageralltag	103
15 Ein Brotdieb	109
16 Ein »freier« Sonntag	114
17 Regentage – im Oktober 1943	117
18 Weihnachten 1943	120
19 Arbeit im Buna-Werk der IG-Farben	122
20 Die Schuhe	127
21 Zwei Luftangriffe auf die Buna-Werke	134
22 Sommer 1944: Begegnung mit den Frauenhäftlingen . . .	139
23 Die Prügelstrafe	141
24 Exekutionen	143
25 Rabbi Elieser	145
26 Otto berichtet von Birkenau	151

27 Winter 1944/45: Veränderungen	154
28 Kontakt zur Widerstandsorganisation im Lager	157
29 Die Evakuierung	161
Schülergespräch	178
Die Geschichte des Vernichtungslagers	184

Einführung

Viele, die das Glück hatten, Auschwitz zu überleben, haben sich bemüht, ihre Erinnerungen festzuhalten; dazu fühlten sie sich denen gegenüber verpflichtet, die dort gestorben sind – ermordet wurden. Die Welt sollte wissen, was im zwanzigsten Jahrhundert in Mitteleuropa möglich war. Sie sollte anders werden, eine Wiederholung unmöglich machen.

Ein Teil der nachgewachsenen Generation hat Schlußfolgerungen gezogen. Der blinde Gehorsam, der damals viele verleitet hat, die Verantwortung für ihr Handeln denen zu überlassen, die als Autoritäten – Führer nannten sie sich so gerne – Befehle gaben, gilt nicht mehr bei allen Jungen als höchste Tugend. Pauschale Urteile über Menschengruppen – man nannte sie damals »Rassen« wie bei Hunden oder Pferden – werden nicht mehr von allen kritiklos nachgeplappert.

Wer Auschwitz erlebt und überlebt hat, weiß diese Entwicklung zu schätzen. Aber er erfährt auch immer wieder, daß sie nicht überschätzt werden darf. Das Gift nationaler Überheblichkeit, militaristischen Denkens, das der Nationalsozialismus einer Generation eingeimpft hat, wirkt nach.

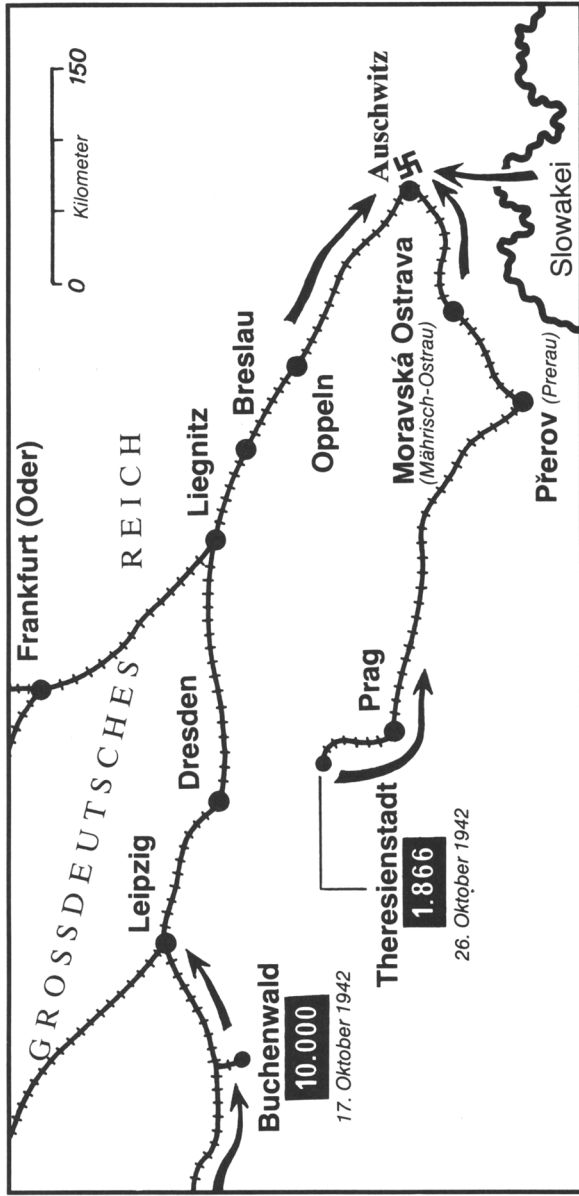
Darum ist es gut, daß wieder ein Erlebnisbericht über Auschwitz herausgegeben wird. Jeder, der darüber schreibt, hat das KZ anders erlebt. Nicht nur, weil es verschiedene Lager gab – Tibor Wohl war in Monowitz interniert, dem größten Auschwitz-Außenlager, dessen Häftlinge in den Buna-Werken der IG-Farben Sklavenarbeit verrichten mußten; auch nicht bloß deswegen, weil Auschwitz im Jahre 1941 anders war als im Jahre 1944. Der Blickwinkel jedes Häftlings unterschied sich von dem eines anderen. Deshalb gleicht jeder Bericht einem Mosaikstein. Aus allen zusammen können wir uns ein ungefähres Bild von dem machen, was im Vernichtungslager Auschwitz Realität war; ganz vorstellen werden wir es uns niemals können – und das ist gut so.

So möge dieser Bericht Jugendlichen helfen, persönliche Schlußfolgerungen aus dem bösesten Kapitel unserer Zeitgeschichte zu

ziehen. Um nicht mißverstanden zu werden: Er soll bei einem Nachgeborenen keine Schuldkomplexe entstehen lassen. Er möge aber das Verantwortungsbewußtsein für alles, was man tut – und auch für das, was man vielleicht unterläßt – stärken.

Ein Nachgeborener ist sicherlich nicht schuld an dem, was geschah, bevor er auf die Welt kam. Er könnte aber mitschuldig werden, weil er keine Lehren gezogen hat und nicht gegen Tendenzen auftritt, die seinerzeit zum Nationalsozialismus und dann konsequent zu Auschwitz geführt haben. Und eine solche Mitschuld müßte schwer wiegen.

Hermann Langbein

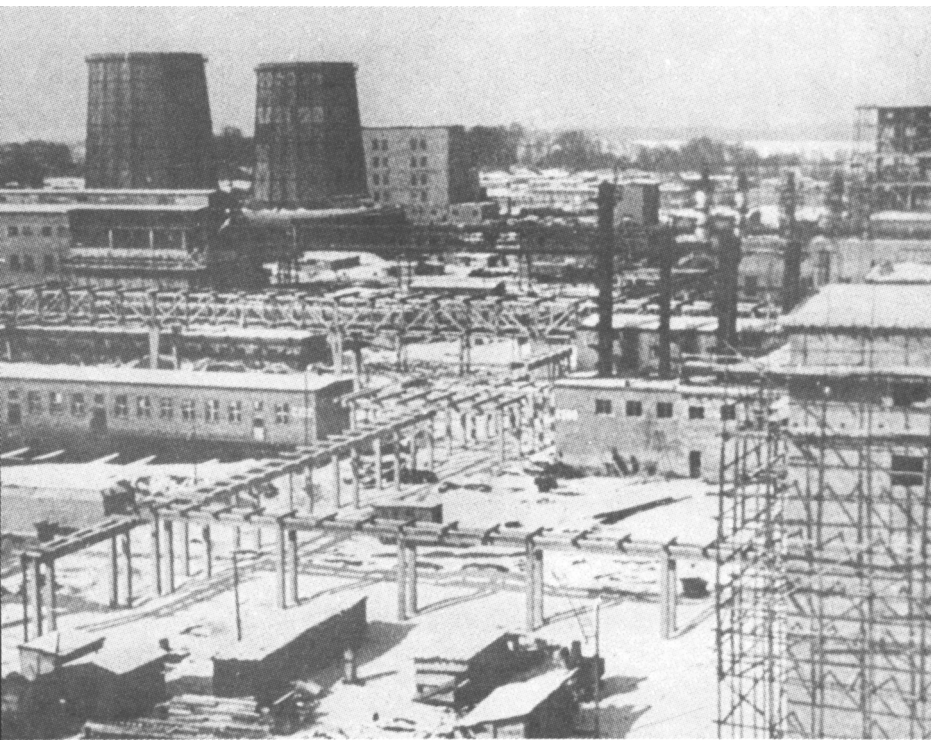


Tibor Wohls Deportation
aus: Martin Gilbert, »Endlösung«
Rowohlt Verlag © 1982 mit freundlicher Genehmigung

Verwaltungskonzern Auschwitz

IG-Farben: Bereits 1939 entschloß sich die IG-Farben, in der Nähe von Auschwitz ein viertes Buna-Werk zu bauen, um den Bedarf der Wehrmacht an synthetischem Kautschuk zu decken. Gründe für diese Standortwahl waren einerseits das Vorhandensein von Rohstoffen und Energie, andererseits aber vor allem das im Bau befindliche Konzentrationslager Auschwitz, dessen Häftlinge billigste Arbeitskräfte für den Bau und den Betrieb des Werkes abgeben sollten. Bald schon ging der IG-Farben die Häftlingsüberstellung zu langsam, und sie half nach: Sie finanzierte den Ausbau des KZs, sicherte den Bau von Häftlingsbaracken, sorgte für die Unterkunft der Gestapo und die Arrestzellen. Das KZ Auschwitz wurde in die Baupläne der IG-Farben aufgenommen. Eine Aktennotiz vom Dezember 1941 bestätigt, daß die IG-Farben zum Ausbau des KZs zwei Millionen Mark zur Verfügung gestellt hat. Als Gegenleistung erhielt die IG-Farben die jeweils gewünschte Zahl von Häftlingen. Im April 1941 konnte mit dem Bau des Vier-Milliarden-Projekts begonnen werden.

Die Zusammenarbeit mit der SS klappte bis auf nebensächliche Querelen um die Häftlingsverleihgebühr reibungslos. So stellte das verantwortliche Vorstandsmitglied für das IG-Farben-Werk Auschwitz am 12. April 1941 zufrieden fest: »... und außerdem wirkt sich unsere neue Freundschaft mit der SS sehr segensreich aus. Anlässlich eines Abendessens, das uns die Leitung des KZs gab, haben wir weiterhin alle Maßnahmen des KZs festgelegt, welche die Einschaltung des wirklich hervorragenden Betriebs des KZ-Lagers zugunsten der Buna-Werke betreffen.«



Verwaltungskonzern Auschwitz

Einleitung

Ich war achtzehn Jahre alt, als man mich am 10. Dezember 1941 aus Prag nach Theresienstadt brachte. Am 26. Oktober 1942 wurde ich von dort mit dem Transport mit dem Kennzeichen »BY« nach Auschwitz abtransportiert. Dieses Datum wird in den Geschichtsbüchern als die Inbetriebnahme des Auschwitzer Nebenlagers Buna-Monowitz bezeichnet.

Ich erhielt in Auschwitz die Häftlingsnummer 71 255. Sie wurde mir am linken Unterarm eintätowiert, und damit begann für mich ein Lebensabschnitt, der siebenundzwanzig lange Monate dauerte.

Ich war unmittelbarer Zeuge des Verbrechens von Monowitz, aber nicht als prominenter Paketempfänger, sondern als normaler jüdischer, hungriger und entkräfteter Häftling. Ich arbeitete in Buna bis zum Herbst 1944 in normalen Arbeitskommandos, danach bis zur Evakuierung des Lagers in der Desinfektionsstation.

Dies hier ist ein Dokument. Alle darin vorkommenden Personen sind authentisch, genauso wie meine Erlebnisse.

Von den Millionen nach Auschwitz verschleppten Juden sind die allermeisten niemals ins Lager gekommen, sondern wurden unmittelbar nach ihrer Auswaggonierung an der Auschwitzer Rampe zu den Gaskammern eskortiert und gleich ermordet.

Als der Transport »BY« aus Theresienstadt in Auschwitz ankam, erhielten wir Häftlingsnummern mit Zahlen ab 71 000 und galten als »Neue«. In Buna zählte man uns bereits nach wenigen Monaten zu den »Alten«; so groß war die Vernichtung durch Tötungen bei der Arbeit, in den Blöcken und durch die Selektionen in die Gaskammern. Im März 1943 wurde schon die Häftlingsnummer 135 000 eintätowiert.

Von unserem Transport aus Theresienstadt »BY«, der am 28. Oktober 1942 mit 1866 Menschen im Konzentrationslager Auschwitz angekommen ist, haben diese Todesfabrik nach unseren Nachforschungen 17 Personen überlebt. Meine Eltern und mein zwölfjähriger Bruder wurden gleich nach der Ankunft des Transportes in der Gaskammer getötet.

Es mag immer noch viele Menschen geben, die nicht glauben wollen, daß man wirklich alles, was man ihnen nach vielen Jahren schildert, den Auschwitzer Häftlingen angetan hat. Man kann sie verstehen, denn für einen normalen Menschen ist es schwer, sich vorzustellen, daß so etwas möglich ist, daß ein Mensch einen anderen so behandeln kann.

Ich habe dieses Buch geschrieben, um einerseits nach den vielen Jahren eine Last von mir abzuschütteln: die Vergangenheit holt mich immer wieder ein, ich will vergessen, aber ich kann es nicht. Andererseits will ich dazu beitragen, die vollständige Wahrheit über Auschwitz aufzudecken. In wenigen Jahren werden die letzten Zeugen gestorben sein.

März 1988

Tibor Wohl

Der Transport »BY«

Der Güterzug mit 1866 Personen aus Theresienstadt* fuhr und fuhr, blieb lange stehen, rollte weiter, blieb wieder stehen. Keiner von uns wußte, wohin es ging, nur, daß wir in ein Arbeitslager eingeliefert werden sollten. Das Tageslicht kam nur mit wenigen Strahlen durch das kleine vergitterte Fenster in den Viehwaggon. Die Türen waren dicht verschlossen, die Luft unerträglich schlecht. Etwas Proviant hatte jeder noch aus Theresienstadt bei sich, aber der Durst plagte uns ununterbrochen.

Wenn der Zug irgendwo stehenblieb und wir draußen Stimmen hörten, riefen wir durch das vergitterte Fenster hinaus und bettelten um Wasser, aber wir bekamen nichts. Und der Zug rollte weiter. Auch einige Eisenbahner, an deren Menschlichkeit wir appellierten, gaben uns nichts. Immer wieder versuchten wir, die SA- und SS-Männer, die Begleitmannschaft unseres Transportes, zu rühren. Aber sie blieben unerbittlich und erlaubten auch nicht einen einzigen Tropfen Wasser.

* Am 24. November 1941 wurde in Theresienstadt – dem tschechischen Festungsort Teresin – ein Ghetto eingerichtet, in das bis zum Ende des Krieges 73614 Juden aus Böhmen und Mähren sowie Tausende von Juden aus anderen Gebieten des Großdeutschen Reiches deportiert wurden.

Ankunft in Auschwitz

Es war der 28. Oktober 1942, als wir nach dreitägiger Fahrt ankamen. Wir freuten uns auf die frische Luft, hörten, wie Befehle geschrien wurden. Plötzlich öffnete ein SS-Mann die Tür des Viehwaggon und befahl: »Alle aussteigen!« Häftlinge in gestreiften Anzügen sprangen in die Waggon und halfen den älteren Personen. Aus unserem Waggon wurden drei Leichen herausgeschafft. Es war ein unbeschreibliches Chaos.

Die Häftlinge des Kommandos »Kanada«* warfen die Koffer aus den Waggon auf die Rampe. Wir wollten unser Gepäck suchen, aber SS-Männer stießen uns mit Gewehrkolben in Kolonnen und schrien: »Los, los, rasch, rasch!« Die Kinder weinten vor Schreck. Man konnte keinen klaren Gedanken fassen. SS-Männer mit Maschinengewehren umstellten uns. Neben der Rampe warteten ein Lastwagen und ein Krankenwagen, der mit dem Roten Kreuz gekennzeichnet war.

In Kolonnen mußten wir an zwei SS-Offizieren vorbeigehen, die, ohne ein Wort zu sagen, einen nach dem anderen mit einem Handschuh nach rechts oder links wiesen. So teilten sie uns in zwei Gruppen. Die erste Gruppe bestand aus kräftigen jungen Männern bis etwa 35 Jahre; die zweite, größere, aus Kindern, Frauen und den übrigen Männern.

Säuglinge, kleine Kinder mit ihren Müttern und altersschwache Leute wurden in die Lastwagen gepreßt und abtransportiert. Wir jüngeren Männer mußten marschieren.

In dem allgemeinen Durcheinander und Geschrei hatte ich meine fünfundvierzigjährige Mutter, meinen neunundvierzigjähri-

* Die in diesem Arbeitskommando beschäftigten Häftlinge hatten die Aufgabe, den Juden gleich nach ihrer Ankunft im Lager an der Rampe alles Hab und Gut – die »Effekten« – fortzunehmen und in der Effekten-Kammer zu verwalten. Solange das Gepäck noch nicht sortiert und registriert war, konnten sich sowohl Häftlinge als auch SS-Angehörige aneignen, was immer ihnen gefiel. Der Name »Kanada« stand stellvertretend für ein großes Maß an Freiheit und Reichtum innerhalb des Lagers.

gen Vater und den zwölfjährigen Bruder ohne Abschied aus den Augen verloren.

Nach kurzem Marsch sahen wir Wachtürme und Stacheldrahtzäune mit Schildern: »Vorsicht Hochspannung« und Totenköpfe. Ein breites Tor mit der Aufschrift »Arbeit macht frei« durchschritten wir ohne Mißtrauen. Wir waren schon in Theresienstadt an schwere Arbeit gewöhnt, und von Auschwitz hatten wir nie etwas gehört. Nur um unsere Angehörigen machten wir uns Sorgen.

Die SS brachte uns auf den Appellplatz und zählte uns. Wir waren 247 junge Männer. Jetzt konnten wir unsere Umgebung genauer anschauen: grau in grau, trostlos, Ziegelstein-Baracken und Stacheldraht, so weit das Auge reichte, nur hier und da von einem Wachturm unterbrochen, von dem Maschinengewehre drohten. Unweit von uns arbeiteten an die hundert gestreifte »Geister«, lauter bleiche junge Männer, die die ganze Zeit im Laufschrift hin- und herliefen und niemals lachten oder lächelten. Sie wurden von Häftlingen beaufsichtigt, auf deren Armbinden groß »Kapo«* stand. Denen bereitete es sichtlich Genuß, ihre Untergebenen zu prügeln.

Mir fiel auf, daß die Insassen dieses Lagers etwas Gehetztes, ängstlich Angespanntes an sich hatten. In ihren grauen Gesichtern spiegelte sich die Öde und Grausamkeit der Umgebung. Bei diesem Anblick krampfte sich mein Herz zusammen. Ich fragte mich, ob ich auch bald so aussehen würde. Ich ahnte, daß sich hier eine furchtbare Tragödie abspielte. Meine Gedanken waren bei meinen Eltern und bei meinem Bruder, die sich, wie ich hoffte, in der Nähe befanden.

Dann stand ein SS-Mann vor uns und befahl, zu marschieren. Wir wurden in einen großen Waschraum gebracht, mußten uns ausziehen und alle unsere Sachen – Kleidung, Ausweispapiere,

* Kapo (oder Capo): Kapos gehörten zu den Funktionshäftlingen, die im Auftrag der SS niedrige Positionen in der Lagerverwaltung innehatten. Kapos wurden von der SS meist aus den Reihen der Berufsverbrecher ausgesucht. Das waren Kriminelle, die aufgrund ihrer Vorstrafen ins Konzentrationslager gekommen waren. Die Kapos beaufsichtigten die Arbeitskommandos, waren selbst von der Arbeit befreit, mußten jedoch für die Erreichung eines gesetzten Pensums sorgen. Sie hatten fast unbeschränkte Gewalt gegenüber den ihnen unterstellten Häftlingen.

Uhren, Schmuck – auf einen Haufen legen. Anschließend mußten wir uns auf Hocker setzen. Kahlgeschorene Häftlinge verpaßten uns die »Auschwitzer Frisur«: Erst wurden die Haare mit einer Schere abgeschnitten, eine Haarschneidemaschine sorgte danach für den vorschriftsmäßig kahlen Kopf. Ein anderer Häftling rasierte uns die Haare unter den Armen und die Schamhaare ab und beschmierte die Stellen mit Petroleum.

Danach öffnete man die Türen zum Bad, und wir wurden kalt abgeduscht. Schließlich erhielten wir unsere neue Kleidung: ein Hemd, das mir kaum über den Nabel reichte; eine dünne Unterhose, die bis unter die Knie reichte, aber den Leib nur teilweise bedeckte. Die Jacke ließ sich über der Brust nicht zuknöpfen, unten schloß sie nur mit Mühe, die Ärmel waren viel zu kurz und spannten an den Ellenbogen. Die Hose endete eine Handbreit über den Knöcheln. Man gab mir zwei verschiedene Holzschuhe: einer paßte, der andere war viel zu eng. Aber ich mußte hinein, denn ein SS-Mann stand bereits mit einem Stock bereit. Zum Schluß erhielt ich noch die kreisrunde, gestreifte schirmlose Mütze. Ich konnte sie nur wie eine Krone tragen, so hoch oben saß sie.

Ich blickte staunend an mir herunter. Dann sah ich die anderen an. Vor einigen Stunden hatten wir noch wie normale Bürger ausgesehen, jetzt glichen wir unglücklichen Clowns. Was machte man hier aus den Menschen? Waren wir durch den geschorenen Kopf und das gestreifte Gewand nicht mehr wir selbst? Äußerlich konnte man uns kaum wiedererkennen. Und innerlich? Ich fühlte mich nicht mehr als Zivilist. Ich war ein anderer geworden. Aber wer? Das Leben im Arbeitslager in Theresienstadt schien schon seit langem vorbei, ein neues Dasein hatte für mich begonnen.

Einer der Häftlinge, ein Landsmann, sagte uns direkt und ohne Beschönigungen: »Ihr seid hier in einem Todeslager, in Auschwitz. Außer euch lebt von dem Transport keiner mehr. Die anderen sind durch den Kamin gegangen. Der graue Rauch am Himmel, die Flammen und der üble Geruch – das kommt von den brennenden Körpern. Von jetzt ab geht es für euch nur um die Frage: Wie lange werdet ihr noch leben? Meistens überstehen die Neuankömmlinge hier nicht mehr als zwei bis drei Wochen, und nur wenigen gelingt es, drei Monate zu überleben. Ihr werdet unter Bedingungen

arbeiten müssen, die schlimmer sind als die von Galeerensklaven. Jeder von euch muß versuchen durchzukommen, so gut er kann, so lange wie möglich am Leben zu bleiben.«

Wir hielten ihn für geistesgestört und schenkten seinen Worten keine Beachtung. Zum Nachdenken blieb uns auch keine Zeit, weil andere Häftlinge kamen, die uns unter der Aufsicht von SS-Männern genau durchsuchten. Was wir noch behalten hatten – Uhren, Halsketten, Ringe, Photographien, Taschentücher –, das wurde uns mit Ohrfeigen und Prügeln abgenommen.

Neben mir stand Dr. Beck aus Prag. Er bat höflich, daß man ihm wenigstens sein Doktordiplom der Karls-Universität lasse. Ein SS-Mann lachte höhnisch: »Brauchst du sowieso nicht mehr, ist viel zu gut für einen schmutzigen Juden!« Er zerriß das Diplom vor unseren Augen, warf es weg und gab seinem Besitzer noch ein paar Fußtritte.

Dann kamen wieder andere Häftlinge, die uns ohne unsere Ausweispapiere registrierten: Die Papiere lagen auf einem Haufen auf dem Boden. Schließlich mußten wir uns in einer Schlange nach Namen alphabetisch aufstellen und bekamen alle auf den linken Unterarm eine Nummer eintätowiert. Ich bekam die Nummer 71255. Wir hatten aufgehört, als Menschen zu existieren. An unsere Stelle war eine Nummer getreten. Jeder SS-Mann, jeder Blockälteste*, jeder Kapo konnte fortan willkürlich über unser Leben verfügen.

Als wir das Bad verließen, erschrak ich. Das gleiche Erschrecken sah ich in den Gesichtern meiner Kameraden. Menschen, wie wir sie noch nie gesehen hatten, wanderten auf der Lagerstraße. Nie im Leben werde ich diesen Zug vergessen. In Fünferreihen gingen, nein, schlurften sie. Mühsam zogen sie ihre Beine nach,

* Von der SS ausgewählte Funktionshäftlinge. Jedem Block – einem Wohngebäude für ca. 300 bis 1000 Häftlinge – stand ein Blockältester vor, der für Ordnung, Disziplin und die Durchführung der Befehle verantwortlich war. Dafür genoß er eine Reihe von Privilegien. Ein Blockältester hatte seinen Untergebenen gegenüber uneingeschränkte Gewalt, er konnte sogar töten. Erfüllte er seine Aufgaben nicht zur Zufriedenheit der SS-Blockführer, verlor er seinen Posten und war zudem der Wut seiner Mithäftlinge ausgeliefert. Diese Umstände machten ihn zu einem gefügigen Werkzeug der Lagerleitung.